

*Ausschnitt aus dem Roman **Fedjas Flucht**,*

Drava Verlag, Klagenfurt 2018

Anfang des ersten Kapitels:

STIMMEN

STURM

Im großen Sturm ist auf den langen Gängen niemand. Fedja hält sich mit beiden Händen am Geländer fest, bis der Schiffskiel sich vorwärts senkt, in ein Wellental tippt; dann lässt er sich weiertreiben, auf die andere Seite des Ganges zu, schaut nach nirgendwo, dorthin aber unverrückbar, auf einen festen Punkt – Fedjas Rezept gegen Seekrankheit, deshalb ist er der einzige Passagier weit und breit, braucht nicht die Säckchen über den Griffstangen aus poliertem Edelholz, trotz Windstärke elf. Das Schiff neigt sich seitwärts und schiebt ihn gegen die weißen Paneele, doch der erdachte Blickpunkt schwingt nicht mit, das Schiff hebt die Nase, der Boden unter den Füßen steht auf, doch das Auge hält stand, der Magen bleibt unter dem Rippenbogen, ruhig. Eine Tür öffnet sich von selbst, vom Schwung der Seitwärtsbewegung des Schiffes aufgerissen. Fedja gleitet in den Saal, und mit der Gegenbewegung des Schiffesleibes unter seinen Füßen fasst er die Griffstange der Theke, bevor ihn der Boden wieder hebt und auf die offene Tür hin befördern will. Neben Fedja stehen, mit den Ellenbogen gegen die glänzend lackierte Fläche der Bar gestemmt, zwei Männer, der Kapitän und der Purser.

„Na, Kleiner?“ fragt der rothaarige Purser, „vor Anker gegangen, um die Tapferkeitsmedaille abzuholen?“ Über die Bullaugen zischt der Schaum, der Sturm reißt ein dunkles Wellental auf, das Schiff wird sich da hineinlegen, in die rauschende Hölle, Fedjas Körper ahnt die Schräge, die kommt, die Übelkeit steigt hoch, er sucht seinen

Rettungspunkt, auf dem Ohr des Blondkopfes hinter der Theke läge er - da hat Fedja, während er sich an die Barstange anklammert, wie an eine Reling, die eine große Idee. In solcher Gischt muss der Mann vom Promenadendeck versinken...wenn es einen Weg gibt, ihn im Sturm dorthin zu locken - noch Zeit für eine Aktion.

Der Steward hinter der Theke blickt erwartungsfroh auf Fedja „Ein Bitterwasser“, flüstert dieser, „einen Kräuterschnaps. Bitte.“

„Nicht an Jugendliche“, sagt der Kapitän.

„Ich bin siebzehn“, spricht Fedja mit innerem Lot und festem Stand und schaut dem Kapitän in die Augen. Erfahrung des Lagerlebens: Die Bescheidenheit der Wahrheit in einer Welt der Zweckklügen durchschlägt wie eine Kanonenkugel die Abwehr. „Also zwei Jahre zu wenig oder fünf, je nach Gesetz und Land.“

„Also gut“, antwortet der Kapitän, „auf hoher See gilt ohnehin nur mein Gesetz. Und bei Windstärke elf erlaube ich einen Abschlag. Also, einen Magenbitter für den kleinen Herrn hier und zwei Whisky für uns.“ Sein Englisch ist ein hartes, ein spanisches Englisch, seine Stimme ein Vorbote der neuen Heimat Argentinien.

„Für mich ist es Medizin“, erklärt Fedja, „mein Geheimrezept. Bitterschnaps beschäftigt den Magen. Lässt mir Zeit, mich auf meinen Fluchtpunkt auszurichten. Mein persönlicher Fluchtpunkt macht die Schwankungen der Welt nicht mit.“

„Das Schiff wippt und rollt, es hebt und dreht und senkt sich, das macht die Leute so verrückt“, sagt der Purser im röchelnden Englisch.

„Es ist nicht ausgemacht, dass wir durchkommen“, der Kapitän schnuppert am Rand seines Glases, „wenn sie so

stark eintaucht, dass die Welle über das Steuerrad geht, fällt die Elektrik aus, dann ist sie verurteilt, die Santa Cruz.“ Er starrt in sein Glas. „Verurteilt zum Untergang.“

„Es sinken viele Schiffe heutzutage“, sagt der Purser und nickt Fedja zu, „Flüchtlingsschiffe, Frachtschiffe und Passagierschiffe gleichermaßen. Das macht der Krieg. Keiner hat Material oder Geld oder Zeit gehabt, die Kähne auszubessern. Aber die Seefahrt muss weiterleben. Kann keine Nachkriegspause brauchen.“

„Verurteilt ist das schöne Schiff“, brummt der Kapitän, und während er den Kopf hebt um zu trinken, steht auch die Bar vor ihm auf, aber er hat seinen breiten Körper fest an die Griffstange angedockt. Das Schiff legt sich knarrend nach links, dem Licht zu, dem leuchtenden Streifen zwischen schwarzgrauen Wolkenwellen und schwarzgrünen Wasserwellen. „Jetzt im Sturmauge sein“, sagt der Kapitän, „da wäre die See platt und friedlich. Doch es nützte der Santa Cruz nichts, weil sie in eine andere Richtung fahren will als der Sturm. Also packt er sie wieder. Sie entgeht ihm nicht.“ Das Schiff wartet für einen Atemzug, bevor es sich neigt und in den Wellengrund kippt. Schnell schiebt der Steward einen Kelch mit brauner Flüssigkeit in Fedjas Hand. Der hebt das Glas, bevor der Kiel wieder steigt und spürt die scharfe, bittere Flüssigkeit den Magen klein drücken, der mit der Schiffsbewegung sich aufblähen und den Gaumen mit Fäule füllen will. Fedja siegt.

Also wird Fedja nach dem Mann schauen, den Mann, den er beobachten will. Er pendelt durch lange Gänge, nach links und nach rechts, klammert sich ans Geländer, sucht auf Stufen nach Gleichgewicht, nach Ausrichtung zum fernen Ruhepunkt; er durchquert menschenleere Salons und Speisesäle – einmal abwärts den steilen Boden, dann aufwärts in der Diagonalen, durch Klirren und Rattern

hindurch, an schaukelnden Lampen vorbei in die Leere zwischen schwankenden Lichträumen und wieder über Flure, endlos – bis zu der Stiege, die auf das Promenadendeck führt. Vor der Eisentür steht er still, bis ihr Schwanken vor seinen Augen anhält; er stemmt die Tür einen Spalt weit auf und lässt den Griff nicht los. Über das Deck rast Schaum, die Reling zeigt in den Himmel, und nirgends steht ein Mann.

Fedja ist jetzt zu müde, als dass er sich vom Sturm noch länger durch das Schiff treiben lässt. Er geht zur Kabine seiner Eltern – deren Bullauge liegt an der Wasserlinie, es wird in das tosende Grün eintauchen und gegen den bleiernen Himmel aufsteigen, und dieses Schwingen in großen Atemzügen wird Fedja jeden Haltepunkt nehmen.

In der Vierbett-Kabine der Eltern ist die Luft dumpf. Eine Welle wäscht über das Glasauge, treibt fort und reißt ein Wassertal auf. Der Blick stürzt in eine brodelnde Tiefe. Fedja klammert sich an die Leiter und kriecht in die Dunkelheit des Oberbettes.

Mutter und Vater sitzen auf dem Bett gegenüber, über ihren Köpfen liegen die Handkoffer mit persönlicher Habe gestapelt, voll Familienfotos, Geschirr, Silberbesteck, Pelzstola, Spitzenkrägen...und das Madonnenbild: Maria mit ruhig forschendem Blick wägt den Beter und seine Wünsche, während das Jesuskind sie verspielt am Kinn kratzt – die Verzweiflungen der Menschen sind nicht so ernst, dass sie die Spiele des Himmels stören dürfen...die Angstvorstellungen der Mutter zum Beispiel, sie kommen aus der Vergangenheit, während die Familie in das Ungewisse eines neuen Kontinents aufbricht und in dieser Nusschale dahin fährt.

„Es ist ein Orkan“, greint die Mutter, „Windstärke zwölf, das hält das Schiff nicht aus.“

Daraufhin die beruhigende Stimme des Vaters: „Wir waren wunderbar geschützt! Auf dem langen Weg aus der Heimat – und sind es immer noch; Gott hat uns nicht bis hierher gebracht, um uns im Meer zu ersäufen. Die Jungfrau Maria beschirmt uns, dein Heiligenbild, deine Ahnungen helfen und deine Gebete tragen uns.“

„Wenn das Schiff sinkt, gibt es keinen Ausweg; und Schiffe gehen unter, wenn sie alt und überfüllt sind.“

„Die Santa Cruz ist ein erstklassiges argentinisches Passagierschiff und wir reisen Zweiter Klasse. Immerhin. Und Heimat ist dort, wo wir sind – wo immer wir sind.“

„Warum Argentinien? Warum um alles in der Welt nach Argentinien? In was sind wir da abgerutscht, was haben wir da mitgemacht? Wir haben unsere Heimat verloren. Sind von unserem Volk getrennt. Stehen bloßgestellt neben diesen Männern mit frisch genähten Gesichtern, gefärbten Haaren, geklebten Bärten und falschen Pässen in einer Reihe! Sie sind auf diesem Schiff! Mindestens einen hat mir Fedja gezeigt, im grauen Staubmantel, mit Maskengesicht.“

Die Mutter sitzt vor der einzigen Lampe in der Kabine, und das Licht lässt ihren Haarkranz silbrig schimmern, ein durchsichtiger Bausch aus dünnen Silberfäden ist er geworden...und ein Schatten ist über der Stirn, und die Augen schauen in die Heimatferne. Da hebt das Schiff die Mutter und schiebt ihren Körper ein Stück weit gegen den Vater, und sie hocken vorgebeugt, die Köpfe ragen aus dem Dunkelraum des Unterbettes, und die Sturzwellen wischen über das Bullauge, und Fedja schaukelt in wilden Wiegungen im Oberbett durch die Wortschwaden von Volk,

Gott und Heimat, die ihm die Stimmen der Eltern empor schicken.

Am Abend hat die Santa Cruz den Orkanwirbel durchfahren. Der Horizont des Atlantiks ist so, wie Fedja ihn jeden Tag sehen will: Purpurlicht über dem Kopf und Schaumtupfer auf dem schwarzgrünen Wassergarten im Passatwind. Nur in der Mitte, wo das Bild seinen Schwerpunkt braucht, stört der Mann. Eher ein dunkler Umriss, ein Männlein mit Mantel und Hut. An der Reling festgekrallt. Ein Müder –vielleicht von einer Berliner Straße hierher verweht. Unpassend. Er soll sich nicht umdrehen und Fedja in die Augen schauen, dieser Herr in Grau. Fedja schleicht näher, dass er genauer sehen kann: die Haut – eine gespannte Membran; der Spitzbart – aufgereckte weiße Grannen; die Augen – Farbe unbestimmt, hinter einer Nickelbrille; Blickrichtung nach nirgendwo. Spitzbart und Brille sind Verkleidung, spürt Fedja, die zieht den Blick fort von der unerbittlichen Miene, die sich einer merken würde. Fedja hat den alten Mann seit dem Einschiffen beobachtet, wie er sich niemals umsieht, erstarrt in scheinbarer Ruhe. Auf seinen rastlosen Runden durch das schwankende Schiff fand Fedja den Grauen in den Nischen der Salons, in der Bibliothek vor den Büchern, im Schatten hinter Lampenlichtkreisen und auf dem Deck – nur im Sturm blieb der Mann verschwunden. Jetzt steht er an der Reling, den Spitzbart nach Südamerika gerichtet...und wir sollen glauben, ein lieber Herr bemerkt die vorbeiziehenden Wellen, ein Vornehmer im grauen Anzug fährt sinnend nach Haus, ein Bankangestellter, ein Kaufmann, guter Arzt, Großvater...Im Ledermantel sähe er größer aus, in die Breite wachsen die Schultern, in Pluderhosen und Reitstiefel kräftigt sich der Gang, die Armbinde zeigt die

Macht an...wehe, wenn der sich nach dir umdreht. Der aber ist schwächlich, hat nicht im Freien gegerbte Haut – der hat das Grauen nur erdacht – gehandelt haben andere, würde er sagen, also wer bin ich? Der Alte lässt in den Wellen seine Erinnerungen davonziehen. Wenn einst die Keller mit den geheimen Fragen sich öffnen, wird der keine Erinnerungen mehr haben. Auch Fedja will fort von seinem Kontinent und seiner Zeit. Doch wo er sein wird, will der auch hin, hat eine teure Schiffspassage erhalten, von Leuten mit Geld, lustwandelt hier, vor Fedjas Augen. Das Böse fährt immer mit. Was wird aus mir, denkt Fedja, was wird aus meiner Generation? Wenn solche Geschöpfe den Frieden stören, die Sicht verstellen und den Platz an der Reling nehmen, die guten Sachen aufessen, uns immer wieder begegnen und uns die Freude an der Zukunft verderben. Fort wenigstens mit diesem da, loswerden soll ihn die Menschheit, musterhaft befreit werden von einem solchen Fortbestand. Einer muss den Anfang machen, mit diesem da. Wo bleibt der Geheimdienst, wo ist Polizei, um diesen da fortzuschaffen? Wann kommt der Rächer und stürzt diesen da hinab? Er wird kopfüber fliegen, die Füße himmelwärts, am B-Deck vorbeiflappen, vor dem C-Deck still kreiseln, sein Mantel vom Wind gebläht.... und keiner bemerkt ihn, sind alle zum Dinner hinuntergestiegen. Er wird in die Gischt der Seitenwelle schlagen, sein Kopf eine Nuss im Schaum der Heckwelle, in der weißen Furche treibt sie davon, keiner sieht, hört, weiß etwas. Unverletzt wird der Horizont sein. Jetzt drei Schritte nur...Der Mann spürt Fedja in seinem Rücken nicht. Fedja müsste mit der rechten Hand einen Schlag gegen den Nacken führen und sofort die Beine des Mannes mit dem linken Arm hochreißen, sodass der Mann den Halt verliert, die Reling im Umschwung loslässt und kopfüber abwärts taucht. (Oft geübt, diesen Griff, an der Reckstange, mit Freunden...in

Ljubljana – oder Lubiana, wie es zur Zeit der italienischen Besatzung hieß – dort auf dem Turnplatz hinter der Kirche nach dem Ministranten-Unterricht). Noch ahnt der Mann an der Reling nicht, dass er zur Riesenwelle ansetzen und ein Rad schlagen wird...und die Wasser werden in den Mantel schlappen und ihn samt dem Mann darin schlucken.

Da platzt die Stimme seines Bruders an Fedjas Ohr. Alvin steht an der Eisentür des Abgangs: Komm, du Träumer, die Mutter wartet, du bist immer der Letzte. Alvin, weich und tapsig, mit flauschigem Haarbusch und dem Augenschnitt ihrer Mutter, Alvin der Größere, der immer den Großen mimt (wo er doch der kleine Bruder ist gegenüber den beiden Älteren, Milovan und Bogdan). Fedja bewegt sich elastisch in der Gegenwart von Alvin, im Bewusstsein seines schmalen, leistungsfähigen Körpers, er schwingt ihn in die Tiefe, entlang dem Geländer, rutscht und springt fünf Stufen auf einmal donnernd im stählernen Stiegengehäuse hinunter.

Im Speisesaal, am hintersten Tisch an der Spiegelwand, schenkt die Mutter Wasser aus der Karaffe für Milovan neben ihr ein, der Vater sitzt wartend an der Schmalseite, und Fedja hat den Platz der Mutter gegenüber. Ihr Jüngster unter Beobachtung. Sie wird jetzt den Kopf über den weichen weißen Händen senken, unter der Last des schwarzen Haarkranzes, und Vater wird murmeln: Wir danken, Herr, für alles Gute, für unser Entkommen, Deinen Beistand, Deine Güte, Vater unser...und das Reden und Klirren und Klappern um sie herum ist eine fröhliche Melodie, die Fedja meldet: keiner beachtet euch, also seid froh.

Die Eltern schweigen, damit keiner dieser unbekanntenen Nachbarn mithören kann; doch Fedja weiß, dass sie an verlorene Schätze denken, an das Amtshaus in Maribor, an das requirierte und geborgte Spitzdachhaus in Ljubljana...an die Kisten voller Andenken im Schiffsrumpf.

Nach dem Dessert (süßer Pudding) steht Fedja auf, ohne Erlaubnis, und geht...er kehrt zurück zu seinem neuen Fluchtpunkt, steigt tief hinunter in den Bauch des Schiffes (in den ersten Tagen schon erkundet). Er durchquert den Packraum, an den Schätzen und Rettungskoffern der Passagiere vorbei, die stille Passage entlang, die schmale Tür zur Nebentriege der Ersten Klasse ist immer offen, die führt aus der Finsternis heraus in ein großes, durch eine Glaskuppel von oben bestrahltes Stiegenhaus, ab der zweiten Ebene mit Teppich ausgelegt, es leitet den Flaneur durch weiße Gänge vor die Tür der Erste-Klasse-Bar. Fedja setzt sich an die Theke, horcht auf die Gespräche nebenan, bis ihn der Steward (sein Sturmfreund) fragend ansieht.

„Wir sind im Bauch des Wales, wie Jonas, nach drei Wochen werden wir ausgespuckt, für ein neues Leben“, spricht Fedja. Das Schiff schwankt.

„Probier schon einmal diesen Rettungsschluck.“ Der junge Mann hinter der Bar stellt ihm ein grün schimmerndes Elixier vor die Hände und schreibt keine Rechnung, verlangt keine Unterschrift...an der Bar ist Freundschaft, Gesellschaft, Denksinsel. Stille Gesten, sonst nichts. Andere lungern daneben und reden. Menschen mit jungen Gesichtern. Fedja sieht sein Gesicht im Spiegel hinter der Theke.

„Und jetzt dein Bitterschnaps.“

Fedjas Kopf nickt, weil die Messing-Reling sich sanft hebt und senkt, und Wellen im Körper sind, weich und rollend.

Der Steward fingert unter der Theke, hebt eine Flasche heraus und zeigt sie ihm, holt zwei schlankstielige Gläser, schenkt beide voll - mit dem rhythmischen Kippen der Flasche schwingt die Theke mit, sie trinken beide und treiben dahin, während die Bar leise zittert.

„No way of filling a glass“, brummt sein Steward Freund, „now that the storm is inside myself“, und er stellt die Flasche vor Fedja hin, dass er die Gläser fülle; Fedja versucht sich in dieser Übung der Präzision. Sie trinken - und die Theke, die Gläser, die Borde und das Schiff, in heiliger Zeremonie der Brüderlichkeit, wanken mit.

Beschwingt schreitet Fedja hinaus, durchquert die rote Prachtwelt des Erste-Klasse-Salons, hinter den Portieren zur Bibliothek schauen nur Bücher hervor, stoffene, lederne, papierene Rücken in Regalen unter dem milden Seidenlicht einer Stehlampe. Niemand stört. Im roten Samtfauteuil hinsinken will Fedja...

...Und dich in die Ecke schmiegen, wie damals in die roten Polster im Geisterzug? Packwagen, Sitzwagen, Lokomotive nur für Euch...unterwegs zwischen der deutschen und italienischen Besatzungsmacht auf Geisterfahrt...im Ungewissen sicher schwebend, in schwingender Fahrt durch die Kurven...zum ersten Mal auf der Flucht. Damals warst du, Fedja, zwölf Jahre alt.

Aber dort hat die Geschichte nicht angefangen, erklärt Fedja dem Tischchen, das eine Messingsreling hat, zum Festhalten von Aschenbechern und Gläsern. Hier lässt es sich gut nachdenken, sagt er zur Wandlampe, bei euch ist es still, man hört nur die Motoren ganz fern, und die Stimmen der Ersten Klasse weit weg. Horch! Eine Musik wie zuhause in Maribor...

...wo eine rote Samtportiere den Durchgang zur Küche deckte, erinnerst du dich, Fedja, sodass ein Kind, in der schmalen Passage versteckt, die Stimmen hören, die Menschen sehen konnte. Denkst du an die angespannten Gesichter, Fedja? Ist dort der Anfang deiner Geschichte?

Hinter dem Samtvorhang war Erwachsenen-Mus. Ich sehe die Küche, weiß und blau, und spüre den Wohlgeruch von Milch und Vanillezucker, von Speck und Strudel, den Duft meiner Kindheit, sagt Fedja.

Ausschnitt aus dem Kapitel

ENTKOMMEN!

Mai 1945, Klagenfurt, Viktring, Rosental

Die britische Besatzungsmacht hat die slowenische Exilregierung, deren Angehörigen und den päpstlichen Nuntius im Hotel Zur Stadt Triest untergebracht; dort harren sie einer ungewissen Zukunft entgegen).

Am Abend stehen die Männer in der Gaststube eng zusammen, in der Nähe des großen Tisches, es sind drei Gäste mehr als gestern: der Sohn des Innenministers Puš, der seit heute im Stab arbeitet und zwei Offiziere aus Viktring. In Uniform stehen sie da, und das schwere Tuch atmet die Gerüche des Lagers und die Düfte der Äcker aus. Für Mutter und mich ist wieder am Pfeiler gedeckt, im Dunkel des Gewölbes, hinter den Rücken der Männer, die stehen im Gebet, horchen auf die Stimme des Nuntius, doch kaum ist das Kreuz am Ende geschlagen, spricht der Nuntius zu den noch Stehenden:

„Wichtige Neuigkeiten berichten uns die Herren. Kommen Sie an meine Seite.“ Die Ordnung ist getroffen, ein Scharren und Stoßen...der Vater sitzt untenan zur Ecke hin (die vormals mir und der Mutter gehörte, vor zwei oder drei Tagen, als sie Sauerkraut und Knödel auftrugen, und die Männer, rotgesichtig im Dampf, ihre Reden laufen ließen. Heute haben sie bleiche Gesichter und hören zu).

„Sie waren bei Murray? Hat er sie empfangen?“

„Das nicht“, sagt der Offizier mit dem hohen Schädel (weil er an der Stirn kahl ist und das schwarze Haar weit hinten

bauschig ansetzt). „Aber sein Adjutant hat mit uns gesprochen. In seinem Auftrag.“

„Es hat lange gedauert“, sagt der andere Offizier (der einen runden Kopf hat, eine kurze Nase und kleine Augen, sodass sie die große Gesichtsscheibe wenig stören).

„Wir mussten warten, bis sie sich beraten hatten und wir aus erster Quelle die Antwort erfuhren. Unsere Fragen bezogen sich auf die Gerüchte und Vorgänge...“

„Ja, die haben wir angesprochen“, fährt das Rundgesicht dazwischen, und der Hochkopf hält den Atem an, wird sich jetzt nicht mehr unterbrechen lassen, er hat die vielen Abzeichen und die bunten Spangen:

„General Murray lässt uns wissen, er ist nur für die Durchführung zuständig, er steht unter Befehl höherer Instanzen, die alle Einzelheiten bestimmen. Er garantiert, dass wir in Uniform bleiben und bis auf weiteres als Kriegsgefangene angesehen werden. Der Adjutant versicherte uns zudem ausdrücklich, dass die Transporte der Landeswehr nach Italien führen. Wir bedankten uns für die Klarstellung. Er betonte, dass General Murray eine zügige Durchführung wünscht, dass er von uns Soldaten eine entsprechende Unterstützung erwarte. Deshalb wird die Artillerie, nicht wie geplant, übermorgen, sondern schon morgen früh abmarschieren. Sie werden ihre Pferde mitführen. Deshalb kehren wir noch heute Nacht zurück ins Lager.“ Das Essen kommt, ein Klappern und leises Reden, ein Murmeln weit weg von uns, dort am großen Tisch unter der Lampe, wir im Schweigen. Meine Mutter sieht mich essen, zerstückt die Sterzbrocken auf ihrem Teller, während sie meine Hände beobachtet, kein Bissen kommt zu ihrem Mund.

In der Kammer zuckt die Kerze unruhig, Windstöße finden die Fugen zwischen den Dachziegeln, sausen durch die Ritzen der Täfelung in dünnen Strömen, und wo immer die Kerze steht, schon hat der Wind sie entdeckt, schlägt die Flamme hin und her, die Schatten schwappen auf und ab, lassen mein Bettfloß tanzen. Kein ruhiges Lesen hier. Der junge Puš ist auf einer zweiten Bettstatt untergebracht, der riecht streng. Also in das Stiegenhaus gehe ich hinunter, in Fedjas Nachtgarten, kalt und stumpf in abgestandenen Gerüchen, kein Mondlicht aus den Dachgauben. An der Balustrade, am vertrauten Platz lehnt die Mutter und redet mit dem montenegrinischen Herrn General.

„Sie sind nicht beruhigt, Gnädige Frau? Sie finden die Nachrichten nicht befriedigend?“

„Nein! Hören Sie genau hin: Die in Uniform sind Kriegsgefangene. Unter der Genfer Konvention. Gut. Aber wer setzt sie durch? Wer gibt darauf acht? Zwei britische Jeeps? Die Weltöffentlichkeit irgendwann in Friedenszeit, wenn es zu spät ist? Und warum nach Italien, wer hat mit den Amerikanern verhandelt, dass die Unseren aufgenommen werden, wo sind die Garantien?“

„Was wollen Sie also tun?“

„Ich fahre hinaus nach Viktring, morgen früh, helfen Sie mir, den Monsignore Podgorec zu überzeugen, dass er die Camionette früher als sonst abfahren lässt.“

„Und dort?“

„Ich muss sie aufhalten. Sie dürfen nicht fahren!“

„Gnädige Frau, wie wollen Sie den Train aufhalten, wie den Abmarsch zum Stillstand bringen? Das Rad der Geschichte dreht sich, wollen Sie sich in seine Speichen werfen? Als Frau – wie denn? Sie wollen als Göttin im leuchtenden Gewand vor die Soldaten treten! Um was zu erreichen –

dass diese sich besinnen und auf die Briten losgehen, mit Knüppeln und Kochlöffeln? Oder gar die Bauernburschen draußen angreifen, die sie mit Partisanenflaggen ärgern? Ah, Sie meinen, die Unsrigen sollen wild in die Felder strömen, alle Zehntausend oder Zwölftausend oder wie viele es noch sein mögen, sie sollen die Dörfer überrollen, auf der Suche nach ziviler Einkleidung und Essen wie eine ägyptische Plage in jedes Haus eindringen? Nein! Die Burschen werden ordentlich nach Italien marschieren, erlöst, dass die Wartezeit vorbei ist. Sie werden lachen und winken. Und der päpstliche Nuntius wird mit zurückhaltender Miene abseits stehen. Fahren Sie nur hinaus, Gnädige, Sie sind wunderbar, folgen Sie nur Ihren Instinkten mit theatralisch-poetischem Charakter, es erhält Ihre Kraft und Schönheit. Ich rede mit Podgorec. Wenn starke Frauen ihren Gefühlen folgen, macht uns das reich an Anekdoten.“

Er lächelt, er verbeugt sich. Er wünscht eine gute Nacht und steigt in die Tiefe des Hauses hinunter, wo der Nuntius Podgorec herrscht. Der Mutter Nase ist schmal und spitz über dem Taschentuch, das sie gegen den Mund presst.

Die Mutter hat seit drei Uhr früh am Fenster der Gaststube gewacht, jetzt kauere ich in der Laibung und horche auf die Geräusche vor dem Haus. In der blauen Leere sind ein Knacken und Rascheln, ein metallischer Schlag da, ein Tierschrei dort, aber noch nicht die regelmäßigen Geräusche der Morgenarbeit. Schon kommt die Mutter zurück, einen wärmenden Schal um die Schultern, die plüschene Tasche am Arm mit der Notausrüstung der Wanderin. Im Oberstock knarren Bretter, eine Tür schlägt, Wasser fließt. Da kommt der kleine Lastwagen die Straße heruntergefahren, das Botenfahrzeug der slowenischen Regierung. Ich klemme mich zwischen Beifahrertür und

Sitz, so halte ich den Wagen fest und die Geschichte auf, gegen gleich welche Macht. Meine Finger am Türgriff halten das Geschehen in der Hand, alles bewegt sich nur, wenn es das Sohn-Mutter-Geschöpf erlaubt.

Auf der von Panzerspuren zerfurchten Trasse rüttelt der Wagen hin und her, neigt sich, springt über eine Rille. Die Mutter hält sich an der Tasche fest, starrt angestrengt auf die Straße (als würde ihr vorauseilender Blick den Wagen lenken, dass er schneller und sicherer führe, doch der Lastwagen hüpfte und schaukelt gegen alle Befehle). Die Hauswände werfen das Knattern des Motors mit dreifacher Stärke zurück, die frühe Störung schreckt die Katze, die allein unterwegs ist...Die Echostimmen der Häuser hören auf, der Wagen hält an. Ein Kontrollposten. Gestern war hier niemand. Heute stehen da zwei Jeeps, riegelt ein Balken den Pflasterstreifen ab. Jenseits streckt sich ein leeres Wegebänd zwischen Zäunen, in die Weite der Felder, zu einer Zeile von Bäumen hin, graue Wolken hängen dort, wo sonst Berge sind. Die Tür schlägt auf, der Soldat will Papiere sehen: Mutters Pass und Affidavit, des Chauffeurs Passierschein werden gegeben, gelesen – bei uns im Führerhaus atemlose Stille – die Papiere werden gefaltet, gestapelt, gepresst, fortgetragen. (In unsichtbaren Fäden sind wir gefangen, die zwischen unseren Papieren und unseren Körpern bestehen. Die Papiere tragen unsere Kennung fort: wie wir heißen, wer wir sind – und warum vertrauenswürdig, wo wir gehen und bleiben dürfen.

Die Zeichen auf grauem Papier bestimmen das Jetzt und die Zukunft, ohne Erlaubnisscheine sind unsere Körper kraftlos, bleiben an der Stelle, wo sie von den Papieren verlassen wurden, sie warten nackt und schlaff. Gedanken, Vorstellungen sind abgeschaltet. Weil Gedanken brauchen

Zukunft, und Zukunft benötigt Erlaubnis. Würden wir jetzt nachdenken, die Mutter und ich, stießen wir gegen einen Zaun. Alles, was wir uns wünschen hinter dem unsichtbaren Gitterwerk: Ob-wir-je-die-Papiere-wieder-sehen-werden. Oder wir würden in die Vergangenheit abrutschen, von Was-Wörtern gehetzt, was haben wir falsch gemacht, was hätten wir fragen, besorgen, vergewissern müssen...was ein Körper ohne Papiere tun muss, ist still halten, nichts fühlen, ohne Erlaubnisschein keine Angst haben, Angst erzeugt Bewegung, ist nicht gestattet, die Mutter bewegt sich heftig, sucht in ihrem Mantel, jetzt ist die Angst in ihr aufgestiegen, der Augenblick wird ihr unerträglich, fühle ich, unendlich weit gähnt die Kluft zum nächsten Augenblick, der ist mit nichts näher zu ziehen, spannt sich noch weiter durch jeden Versuch.

Endlos die Zeit, die gewusst wird. Was soll eine tun, die in den Abgrund der erkannten Zeit fällt und so dringend das andere Ufer der Ewigkeit erreichen will? (Unvorstellbar, dass etwas vorbei ist, geschehen, unabänderlich erkannt im Guten und im Bösen).

Die Zeit durch Einteilung überlisten. Winzige Zeitabschnitte setzen - Balken der Bewusstlosigkeit, die Schritte im Nichts hergeben...die Mutter darf nicht aus dem Wagen klettern und auf und ab gehen, das würde sie der blanken Willkür aussetzen, vielleicht Schüsse auf sie ziehen oder das Auto ohne sie abfahren lassen. Also sitzt die Mutter erhitzt von Bewegung, die nicht sein darf. Vielleicht gewöhnt sie sich daran. Gewöhnung wäre ein Schutzpanzer für den erlaubnislosen Körper. Gewöhnung. Der Mutter-Körper sitzt still. Ich sitze still. Wir schauen nirgendwohin. Gewöhnung. Ewig tropft der gewöhnliche Tag. Stetig. Schläfenklopfen. Stetig. Das Licht hat sich verändert. Rosa liegt das Straßenpflaster, samtblau ruhen die Felder. Zwischen

Wolkenbank und Wiesensaum kommt die Sonne hervor –
rotorange Strahlenbänder über Ackerfurchen. Zeit ist
wieder da, im Wolkenvorüberziehen,
Silbernebelschwadenschweben. Turm und Schleier,
nebeneinander, gegeneinander, überfahren, verschlucken
einander, stoßen sich aus, Wolkenkampf sehr langsam aus
einer anderen Zeitenwelt. Die Sonne ist schon zweimal
höher, ich habe weggeschaut, geschlafen, die Mutteraugen
starr noch immer, ein Knirschen hat mich geweckt, der
Soldat ist zurückgekommen, übergibt wortlos den Stapel
Erlaubnis, wir nehmen uns in Besitz, der Fahrer lässt den
Motor aufröhren und holpert langsam über die jetzt helle
Fahrbahn. Sie gehört uns selbstverständlich, frisst sich
unter unsere Füße. Es ist nicht mehr weit. Die
Seitenbänder rasen. Der nächste Häuserhaufen dreht
heran, wendet sich uns zu, fährt vorbei, zwei Mädchen
sitzen am Rain. Hier ist die Wegkreuzung. Zertrampelt und
zerfahren, der Wagen hüpfte über Lehmrippen, Straße ist
nicht mehr, nur noch ein breites Furchen-und-Löcher-Band.
Die Flügel des Lagertors sind aufgeklappt, die
Stacheldrahtrollen auf die Seite geschoben. Wir halten auf
bleich getrampeltem Boden. Am Drahtzaun dort stapeln
sich prall gefüllte Säcke, Sackleinen aufgerollt, Stangen
und Kisten. Was Zelte und Kochstellen und Wäscheplätten
war, ist jetzt Stapelturm und Kofferbarrikade. Der Wagen
schwenkt, die Metallschnauze sucht, aber da ist niemand.
Nur weit hinten das Geflatter der Wäscheleinen, die Kisten
und Kästen der Zivilstadt.

„Fahren Sie, fahren Sie, schnell!“ schreit die Mutter, „sie
sind nicht mehr hier. Wir können sie einholen.“ Der Wagen
wendet, den Kühler nach Osten gerichtet, holpert bis zur
großen, zerfahrenen Kreuzung.

„Hier, Frau“, sagt der Fahrer, „steigen Sie aus, wenn Sie wollen. Ich kehre hier um.“

„Fahren Sie“, schreit die Mutter, „noch können wir sie einholen!“ Der Mann schüttelt den Kopf, beugt sich über unsere Knie und stößt die Tür an unserer Seite auf.

„Steigen Sie aus. Ich habe keinen Auftrag, weiterzufahren. Das ist fremdes Gebiet dort hinten. Damit will ich nichts zu tun haben. Bleiben Sie zur Rückfahrt oder steigen Sie aus.“ Drohend bellt der Motor, die Mutter rutscht vom Sitz, der Rock schiebt sich hoch und lässt die feinbestrumpften, runden Knie sehen. Sie nimmt die Tasche, ich folge ihr und der Tasche. Wir gehen los, wo vielleicht die Reiter entlang zogen.

„Es ist Unsinn!“ schreit der Fahrer, da klappt die Tür zu und erschlägt seine Stimme.

Die Mutter wählt den Pfad neben der Straße, wo schwere Gefährte blassgrüne Rillen in die Wiese gedrückt haben, wo Pferdedung eine Spur weist, Hufe Boden aufgerissen und die Wurzelkissen der Grassoden ans Sonnenlicht gedreht haben. Die Mutter geht, nicht schnell, mit langausholenden, wiegenden Schritten; ein gleichmäßiges Dahinziehen, das lange währen wird. Die Straße knickt nach rechts, die Spur der verwühlten Halme schwingt nach rechts, doch der Mutter Schritt zielt geradeaus, eine flache Böschung hinunter, zwischen Nessel- und Dornengewächs, die Hand schürzt den schweren Stoffrock, hält einen Ballen Stoff als Knauf, das Ruder ihrer Schritte, das die Richtung zeigt: in die Senke; die Dornen zerren, geben schnalzend nach, andere fangen den Rock und schnellen fort. Drei Blutstropfen am Strumpf, wo eine Brombeerrute lange festgehalten hat.

Wieder bergan weist die Gerade, wo höher oben der Saum der Straße als weiße Rinne glänzt. Die Mutter schüttelt den Kopf, hält an. Die Bügel der Tasche gleiten von der Schulter, der Bauch der Tasche wird in einen Brennesseltrupp geschoben, der nimmt sie zischelnd auf. Schon ist die Mutter weiter gegangen, die Tasche liegt da, die schöne Gobbelinhülle, rote und dunkelrote Fäden zu Rosengirlanden verwoben, Behältnis vieler Reiseschätze – ausgesetzt und verlassen, lärme nicht Tasche, leuchte nicht zu laut, dass dich keiner findet. Wir kommen wieder, wir holen dich, Tasche, jetzt ducke dich. Die Mutter ist weit voraus. Fedja hüpf und trabt und keucht und schlägt die Ranken links und rechts mit den Armen. Am Wiesensaum hole ich auf, auf der Straße werde ich neben ihr gehen; doch die Mutter bleibt vorne, steigt geradeaus auf die Böschung, steil und steinig, und über die Straße hinweg wieder ins Gestrüpp; jetzt ist die Straße hinter uns, kommt zu uns herauf, wendet sich mit uns, legt sich unter unsere Füße – und streckt sich, endlos gerade, in den blauen Dunst hinaus, unter der Hitze der Sonne, Schritt für Schritt, Fuß vor Fuß die Straße genommen-gehalten-hinter-sich-geschoben, bis zu einem flachen Einschnitt, der Kimme des Hügels, von dort aus können wir in die Weite sehen – bis dorthin gehen, schnell. Über eine Senke schauen wir, in die sich die Straße hineinwindet, und wo sie wieder aufsteigt, wo sie schräg hügelan in die Wiesenblumen schneidet, dort dröhnt ein Lastwagen, hinter dem gehen nickende Pferde, langsam. Wir kommen näher – wir geradeaus mit springenden Schritten bergab und sodann bergauf – die dort in schräg ansteigender Mühsal, jetzt auch wir in der Schräge gegen Schwaden aus Staub. Auf dem festen Sand der Straße sich vorbeiwinden, an Pferdehintern, Lastwagenblech; vor der Kompanie knickt der Weg der

Mutter zum Hügelrücken hinan, die Marschierenden sehen wir unter uns.

„Da ist Skrbe“, meine Stimme, vom Staub heiser, bringt den Namen von Milovans Freund nicht zum Klingen. Die Mutter wendet sich nicht nach mir um. Vom Hügelrücken schräg sehen wir: der Train hat angehalten. Ein weißes Pferd steht. Am Holm eines Bauernwagens festgebunden. Die Männer auf dem Wagen winken und rufen. Das Gefährt rückt an, schüttelt die zu uns hergewandten Köpfe, fährt in Rauch und Rasseln, ein Rufen dehnt sich, wird leiser. Die Mutter steigt hangabwärts, nicht schneller, nicht langsamer, die Kolonne hält wieder, etwas Unsichtbares klammert sie, wir kommen ihr näher, die Köpfe werden größer, die Gesichter von Milovan und Alvin.

Die Brüder springen von der Ladefläche herunter, die Münder offen zum gleichzeitigen Reden, da ruft der Nachbar in der Reihe, in der jetzt zwei Köpfe fehlen, Vorsicht Jeep! Die Mutter umarmt Milovan stumm, der legt schweigend den Kopf in die Höhlung gegen den Mutter-Hals, seine Augen prüfen seitwärts den Hang, der Jeep kommt über die Wiese herauf, die Mutter spielt das Trennungsweg, legt die Hand auf Milovans Scheitel, spreizt den Daumen und malt das Kreuzzeichen auf die Stirn, küsst Milovans Wange, deckt Alvins Scheitel mit der Hand, spreizt den Daumen, malt ein Kreuz... das Recht einer Mutter auf Abschied von den Söhnen, letzte Berührung mit ihrem Kind, der Jeep stößt eine stinkende Wolke aus, gluckerdend fährt er hangwärts fort. Ein Kind ist Alvin, ein Kind ist Milovan, Kinder müssen still sein, den Kopf senken, gehorchen.

„Ihr kommt sofort mit. Seht euch nicht um, holt nichts vom Wagen herunter. Geht einfach los.“ Die beiden starren. Der Sammelpunkt ihrer Blicke liegt irgendwo in der leeren Mitte hinter uns. Davon wollen sie sich nicht lösen.

„Partisanen“, keucht die Mutter, „der Zug fährt nicht nach Italien, im Rosental, wenn ihr verladen werdet, setzen sich Partisanen auf die Waggonäcker, sie plombieren die Wagen, keiner kann mehr heraus – und der Zug schwenkt nach Süden, fährt durch den Karawankentunnel, geradewegs Richtung Ljubljana. Ihr müsst weg hier, sofort.“ Milovan sieht mit leeren Augen, das Gehörte ist nicht auf Gedanken gestoßen, die Begriffe werden irgendwo in seinem Hirnkasten sein, sollen hervorstoßen und die Augen weiten im Schreck. Ich warte. Jetzt: Milovan schaut sich um, lenkt seine Sinne im Kreis, die Gedanken im Zick-Zack-Rösselsprung, der große Bruder. Der ältere Soldat oben auf dem Wagen schaut herunter, blickt wachsam. Die anderen sehen und hören nichts, die warten. Milovans Gesicht, wieder zur Mutter gedreht, will sich zusammenziehen und klein werden.

„Mutter, was tust du mir an“, sein Blick gleitet weiter zu dem jüngeren Bruder, der bei seinem weißen Pferd steht, es am Zaum hält, seine Nüstern streichelt, die Wange tätschelt, an seinem Maul horcht. Die Hitze perlt Wasser über Milovans Haut. „Vor meinen Kameraden! Diese Männer sind unter meinem Schutz, der Kommandeur persönlich hat sie mir anvertraut, und du erwartest, dass ich vor ihren Augen sie im Stich lasse? Was du verlangst, ist Desertion! Sie verdient den Tod – und mehr als das, die Verachtung der anderen lang über den Tod hinaus.“

„Verachtung verdient allein diese Uniform, und du weißt das. Sie ist nichts mehr für dich, gar nichts – aber wir sind

da, ich bin da, und ich sehe nicht zu, wie du in den sicheren Tod gehst. Du tust es jetzt für mich.“

Der Mutter Blick ist hart auf die Mitte seines Gesichts gerichtet. Du-entgehst-mir-niemals-Kind. (Wir Brüder wissen das, gib nach Milovan, je schneller, desto besser, die Tasche im Gestrüpp wartet. Du Großer bist jetzt klein, schieb nicht die Schultern hin und her wie ein Ordensträger-lächerlich. Was ist schon Männerfreundschaft, überleben musst du, Liebling der Mutter, du. Schlüpf zum Feld hinaus, schau dich nicht um, nicht zum Bruder hin, der sein Gesicht hinter den Nüstern des Pferdes versteckt, hierher zur Mutter komm).

„Ich rede mit meinem Kommandeur“, spricht Milovan und geht. Alvin, der Kleine, schaut hervor unter des Schimmels Maul:

„Weißt du Mutter, ich habe deine Lieblingstischdecke mitgenommen, die weinrote Plüschdecke von daheim in Maribor. Ich war noch einmal bei uns im Haus in Ljubljana, bevor wir abrückten. Nur Mimi war da. Wir gingen durch die Zimmer, wo alles schon weiß verhüllt war, da sah ich die Decke liegen und dachte, sie ist ein Stück Heimat. Wo immer wir sein werden, sitzen wir zusammen, und die Muster aus früherer Zeit sind mit uns.“

Die Mutter wendet den Kopf in die Richtung, wo Milovan geht (für uns unsichtbar), wo er reden wird (für uns so wichtig).

„Und hast du die Decke hier?“ fragt sie, ohne sich umzudrehen.

„Ach weißt du, in Tržič haben wir eine Schuhfabrik ausgeräumt, wollten nichts den Partisanen überlassen. Da habe ich die Decke weggelegt. Ich dachte, ich brauche den Platz auf dem Packwagen für das Leder. Das Leder hat

einen viel höheren Tauschwert für die Leute als Plüsch, weil, was fangen sie mit einer verzierten Decke an? Aber Leder, das eröffnet Möglichkeiten.“ Er streckt sich, der Alvin-Bruder und wächst. „Und spätestens jetzt, in Vetrinje, hätten wir sie ohnedies zurücklassen müssen. Wir sollten nur leichtes Gepäck mitnehmen. Befehl.“ Er grinst jetzt. „Auch das Leder ist noch im Lager. Wird uns nachgeschickt, ich kenne die Anordnung, weil, ich gehöre zum Troß, zur Versorgung, siehst du, Mutter.“

Milovan kommt zurück, er keucht:

„Der Kommandeur sagt, der Kleine darf gehen, ich muss bleiben, es wäre unerlaubte Entfernung von der Truppe. Deserteure würde er sofort erschießen.“ Knatternd fährt ein britischer Jeep herbei, die Räder halb auf der Straße, halb über dem Wiesenhang, es ist ein anderer als vorhin, kleiner und lauter, darin sitzt einer neben dem Fahrer mit steifen Schultern und Ordensspangen darauf wie ein General; die Mutter mit zwei hüftenwiegenden Schritten stellt sich dem Kühler entgegen, dass der Wagen knirschend hält.

„Herr Generalmajor Krenner!“ Ihre Stimme ist hoch und jung, „lassen Sie diese meine beiden Söhne gehen, Sie brauchen sie nicht mehr.“ Weil sein Kopf über der Kühlerhaube höher ist als der ihre, schaut der Generalmajor herab (die Hand an der Haltestange, wie einer der gleich den Stab heben und der Armee den Weg weisen wird).

„Gute Frau, machen Sie Platz.“

„Herr Major, Sie wissen genau, diese Männer fahren in den Tod. Zumindest ich weiß es genau, denn ich wohne mit der slowenischen Regierung und dem päpstlichen Nuntius in demselben Gasthof - wo alle Informationen

zusammenkommen. Ich bin mir sicher, diese Männer hier sind unterwegs zu den Partisanen.“ Der Adjutant neben ihm lugt neugierig, die Ohren aufgestellt, lauscht er, beugt sich vor, um noch besser zu hören. Der Generalmajor, der tief Atem geholt hat, schreit:

„Was Sie unterstellen, Frau, ist ungeheuerlich; unsere britischen Verbündeten so zu verunglimpfen! Unsere englischen Freunde würden so etwas niemals zulassen. Die Männer fahren nach Italien. Und jetzt machen Sie Platz und kein weiteres Aufhebens; sonst muss ich Sie mit Gewalt entfernen lassen.“ Da beginnt Milovan zu zappeln und zu zucken:

„Herr Major, Sie verstehen, meine Mutter...“

„Der Herr Major versteht nichts“, schrillt die Mutter, „das hörst du doch!“ und mit noch gewaltigerer Stimme, die vor der Mutter Stimme ankommt, brüllt der Major:

„Sie! Sie melden sich bei mir zum Rapport. Und zwar umgehend, wenn wir in Palma Nova angekommen sind.“

Der Train ist angerückt, knirschend drehen sich die Räder, der Major hat keine Zeit mehr zum Donnern, die Kühlerschnauze des Majorautos drängt die Mutter zur Seite, es röhrt der Lastwagen, vorwärts grölen die Motoren, Alvin sitzt schon auf dem Wagen, die Zügel in der Hand, das Pferd folgt, der nächste Wagen schließt auf, bald werden nur noch Gestank und Staub am Straßenrand sein. Die Mutter beginnt zu gehen, hügelan steigt sie, schräg über den vorbeirasselnden Fahrzeugen...wieder zwischen Kräutern und Büscheln...dahinter ist die Wiese gemäht, die Mutter wischt Blätter von den Waden, Blutflecken und Kratzbahnen sind darunter, Schlieren von Löchern im Seidenstrick der Strümpfe. Auf dem geschorenen Feld greifen die Schritte aus, weiter und weiter geht die Mutter

fort, ich bleibe zurück, Luft pumpen muss ich, Atem schöpfen, immer heftiger, das Herz klopft, die Lunge schmerzt, die Seite sticht, der Fuß ist schwer, der eine und der andere, langsam hebt er sich, langsam setzt er sich vorwärts, die Luft will nicht strömen, nicht in meine Lungen, steht in der Hitze still.

Die Muttergestalt ist schon über dem Hügel, wendet sich nicht nach mir. Viele große Schritte gehen. Am Hügelrücken ankommen. In der Kehre haben die unter uns angehalten. Der Schimmel nickt. Die Mutter steht, die Hand auf der Brust, die Augen im Schrecken weit offen. So steht Milovan, die Augen groß, die Wangen fieberrot, die Mutterbleich hält den Rock geschürzt, silberweiß sind die Beine, das Blut auf Schienbein und Waden hat zugenommen, hat Rinnsale gemacht und Tropffäden, angetrocknetes Gekräusel um die Strumpflöcher gesetzt. Milovan schaut auf die geschundenen Beine der Mutter (wie einer, der zum ersten Mal die Beine bemerkt, unbeschützt, weil die Mutter vergaß, den Rock herabgleiten zu lassen, oder weil sie den kratzenden Schmerz der Stofffäden auf den Wunden nicht spüren will - nein! weil sie schon bereit zum Vorangehen den Rock gerafft hält, weil sie im Kopf schon flieht. Komm, Milovan, geh sofort mit). Milovan liest in den Falten des geschürzten Tuchrockes, entziffert das Geheimnis, hebt den Kopf und erkennt den Bruder, der sich über die Seitenwand des Lasterwagens beugt. Der grinst.

„Ich komme nicht mit, ich bleibe bei meinem Pferd!“ (Dein Pferd, alles für dein Pferd). Der Blick des großen Bruders starr im Glanz, das Gesicht hart-straff:

„Nein Alvin, du bist der Kleine, du darfst. Du musst. Also los.“ Die Mutter hat zu gehen begonnen, auf einen Bauernhof zu, der sich in die Wiese duckt.

„Ich bin schon groß und daher ist es verboten“, ruft Alvin fröhlich und schaut ihr nach. Da richtet sich Milovan hoch auf, macht einen Schritt, reckt seinen Arm und reißt den Bruder vom Wagen herunter; der Stoff knirscht, der Knochen schlägt gegen Holz, der Bruder krümmt sich und stolpert, aber er fällt nicht, er torkelt; Milovan fängt ihn wieder am Kragen, schiebt ihn vor sich her – und obwohl Alvin größer ist als er, duckt er ihn wie einen Kleinen, zwingt ihn, lässt ihn zappelnd gehen, hinter der Mutter her, ich schließe mich der Promenade an, ein Familienspaziergang, drei Kinder, die tölpelnd der Mutter folgen.

Die Köpfe der Männer gegen die Sonne reglos. (Was haben sie gehört? Was denken die Hirne stumpf im Staub? Alles ist vorhergesagt und anbefohlen. Bald wird der Train sich wieder bewegen, wie immer, langsam, ratternd, vom Sandmehl bestaubt, sich auf die vorbedachte Zukunft ausrichten, in ewig vertrauter Gewohnheit – nichts auswechseln, nicht aufstehen, nichts Plötzliches, Unvorbereitetes herzulassen, keine fremden Bilder aufnehmen. Alles wie vorausberechnet und vorgemacht. Alles, wie alle es sehen. Was uns allen gesagt wurde, dass wir es wollen. Wir in der Gemeinschaft rücken vorwärts. Nicht die vertraut gewordene gemeinsame Erinnerung an morgen aufgeben, gar allein entscheiden, den Halt im Vorgesagten verlieren. Nicht der Erste sein, der sich anders bewegt. Die Richtung wechselt. Dem Überraschenden folgt. Dunkel verhangen sind die Hirne von unscharfen Gedanken vom gestrigen Tag. Die Füße, ja unsere Füße, sind zu müde, einem neuen Ungewissen nachzugehen. Wir dort sind Zuschauer. Sehen der Mutter Rücken, einer Mutter Arme, wie sie die Söhne weisen. Wir dort sind erschöpft.

Wie aber, wenn einer von euch die Stimme dieser Mutter hörte, sich bewegte, mit aufplatzender Entschlossenheit? Aus dem Schatten spränge, herzukäme in gleichmäßigen Schritten, unaufhaltsam - und ein anderer unter euch würde spüren, wie sich der Abstand zu dem vergrößert, wie unerträglich die Trennung von diesem Gefährten würde, wie sich ein Kraftfeld dehnte, bis das unsichtbare Zugband so schmerzte, dass er ihm nachgäbe und nachkomme - und schon steigt ein Nächster von dem Wagen herab und ein nächster, ein Wanderzug beginnt, die Sonne strahlt auf das Hasten hinter uns, ein Rennen und Scharren ist, ein Jeep führe vor, dampfend und schwer, vier Soldaten hoben ihre vier Gewehre und würden schießen: sofort, gegen den Himmel - aber von des Hügels Nase klänge die Stimme einer Mutter hell über dem Gezeter der Gewehrsalven, die sich auf alle richten, die sich schneller bewegen, über Gestürzte sich schwingen...ein Befehl ertönt, eine Order von Krenners Stimme, Kommandogebrüll gegen Frauenlockruf, Mutterschrei...)

Doch nichts ist hinter uns, keine Füße, die trappen. Nur die Reifen eines Jeeps knirschen. Der hält auf der Böschung über der Straße, vier Soldatenköpfe drehen sich weg von uns, neigen sich zueinander. Die Mutter sieht die Briten nicht, sie geht hügelan voraus, Milovan führt immer noch den kleinen großen Bruder am Ellbogen eisenhart, hinein in einen Weg unter blühenden Obstbäumen, ich ahne ein donnerndes Schlagen und spüre das Schnalzen der Sicherungen an den Gewehren, der Rücken brennt an der Stelle, wo die Kugeln träfen, nicht umdrehen, Fedja, hinein in den Sommerduft, hinüber ins Unsichtbare im-Wind-und-in-der-Ruhe. Dort anhalten und vorsichtig lügen. Der Jeep ist verschwunden, die hundertfache Soldatenkopfschnur

des Trains blickt südwärts, wo die Straße im Staub sich auflöst.